

# Sankt Eligius

Autor(en): **Châtelain / Ebersold, Elise**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **2 (1898)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

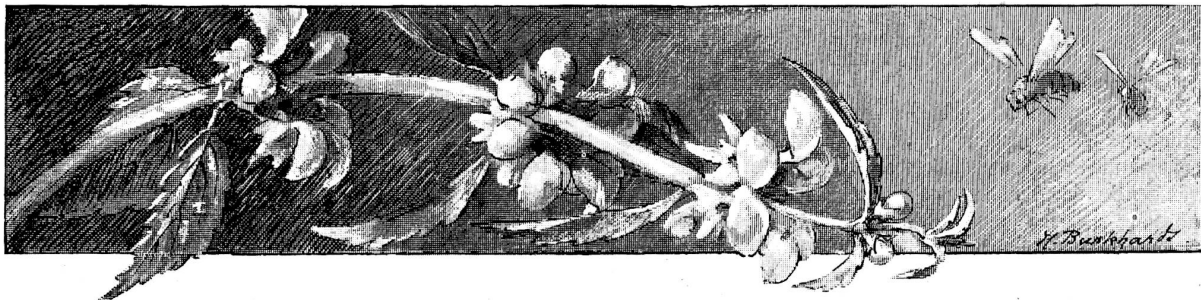
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572924>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## — Sankt Eligius. —

Von Dr. Chätelain. — Autorisierte Uebersetzung von Elise Eberfeld, Bözingen.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Nächsten Sommer wanderte ich, mit dem Tornister am Rücken, das Thal empor, das von Schöpfheim im Entlebuch nach Söremberg, am Fuß des Brienzner Rothorns, führt — eine malerische, abwechslungsreiche Route, die sich dem rechten Ufer des Gießbaches entlang durch Wiesen schlängelt, die mit ländlichen Schutzgattern eingezogen sind. An den Abhängen braune, hölzerne Häuschen und da und dort ein reifes Getreidefeld, das in dem grünen Rasenteppich einen Goldfleck bildet.

Heiß brennt die Mittagssonne vom wolkenlosen Himmel. Ich trippelte mit kurzen Schritten dahin wie ein Mann, der keine Gile hat, und machte häufig Halt, um dem Gesang der Grillen und dem Rauschen des über die Felsen stürzenden Wassers zu lauschen, die ihm den Weg versperren. Träumen ist so süß!

Am Fuß eines steilen Aufstiegs sitzt an der Wegböschung unterm Schatten einer alten Esche ein Mann, der beim Anblick des Fremden seinen Hut lüpfte.

„Wollen Sie so gut sein, Herr, und mir sagen, wie spät es ist?“

„Zwölf Uhr“, antwortete ich, nach einem Blick auf meine Uhr.

„Schon! Und ich habe noch einen so weiten Weg!“

„Wohin gehen Sie denn?“

„Nach Flühl.“

„Das ist ja kaum eine kleine Stunde.“

„Freilich, aber meine Beine sind alt und der Atem ist kurz. Was thut's übrigens, ob etwas früher oder später . . . Ich gehe, dem Heiligen zu danken.“

„Gibts in Flühl einen Heiligen?“

„Man merkt wohl, daß der Herr kein Hiesiger ist! . . . Der große Heilige Eligius.“

„Und wofür wollen Sie ihm danken?“

„Er hat unser Pferd gesund gemacht. Wenn der Herr mir erlaubt, mitzugehen und nicht zu schnell marschirt, will ich ihm das unterwegs erzählen.“

„Sehr gerne; ich marschiere so langsam, wie Sie wollen.“

„Also vorwärts!“

Mit großer Mühe und unter Zuhilfenahme beider Arme steht der Mann auf und greift wieder zu seinem Stocke. Der Greis ist ganz runzlig, sehr mager, mit kurzem Rückgrat, wackelndem Kinn und zitterigen, schweren Beinen. Sein übrigens sauberer Anzug aus ehemals blauem Tuch schlottert traurig um seinen dünnen

Körper — eine wahre Vogelscheuche — aber er hat eine so rechtschaffene Miene und ein offenes Herz.

„Sehen Sie, Herr“, fährt er fort, „ich zählte zur Zeit des Sonderbunds fünfunddreißig Jahre, und es ist ohne Zweifel das letztemal, daß ich das Thal hinaufsteige. Ich fürchtete sogar, daß es nie mehr geschehe; allein die andern sind mit der Ernte beschäftigt, während ein so alter Mann, wie ich, keine Sense mehr handhaben kann. Ist man jung, so arbeiten die Beine mehr als der Kopf; im Alter ist's das Gegenteil.“

„Und Sankt Eligius?“

„Ah richtig! . . . Und ich komme ja seinethalb! Ich muß Ihnen sagen, Herr, daß er der Schutzpatron der Hufschmiede ist. Vor uralten Zeiten arbeitete er — wie man uns in der Schule lehrte — in Paris beim König von Frankreich, dem er Geld und goldene Vasen machte. Dort hat er wahrscheinlich gelernt, Pferde und sogar anderes Vieh zu kurieren; darum wird er in unserer ganzen Gegend besonders verehrt, und wenn ein Stück Vieh erkrankt, so wendet man sich an ihn.“

„Und das thaten Sie ebenfalls?“

„Allerdings; die Geschichte ist nämlich so: die Lise, unser Pferd, ein zwar schon etwas altes, aber zur Arbeit immer noch rüstiges und stets gutwilliges Tier, das so wenig frist, war krank. Sie ist unser erstes Pferd, und wir haben zwanzig Jahre lang mühsam Hünser um Hünser zusammengespart und uns dies und das versagt, um die Kaufsumme zu erübrigen. Denn wir sind arm und müssen uns gehörig ins Geschirr legen, um ohne Schulden ein Jahr ans andere zu hängen; vor der Lise besaßen wir bloß einen Esel, Salomo, der immer hinten ausschlug, weil er das Leben bei so armmütigen Leuten, wie wir sind, zu beschwerlich fand. In seiner Jugend lebte er nahe bei der Stadt und zog täglich einen Milchkarren hinein, und da muß man wohl glauben, daß er sich bei uns nach dieser Zeit, der vornehmen Welt, die er in Luzern sah — und was weiß ich — wonach sonst noch, zurücksehnte; niemand kann sagen, was solch ein störriger, alter Esel denkt . . . Kurz, Salomo stand um, und wir kauften Lise von einem Nachbar, der nach Amerika auswanderte, — weiter als die Schweiz — überm großen Bach. Die ist nicht so stolz, wie Salomo, da sie immer im Thale gewohnt hat, und sie thut ihr Möglichstes, uns zu helfen. So ein Tier ist ein Teil der Familie; die

Kleinen klettern ihm auf den Rücken, und daran vergnügt es sich. Die Alten lieben die kleinen Kinder, und wenn ihrer zwei oder drei auf der Lise reiten, so schreitet sie ganz langsam dahin, um sie ja nicht abzuwerfen. Plötzlich aber will Lise eines schönen Morgens im vergangenen Monat nicht mehr fressen und bleibt mit traurigem Blick und kurzatmig, wie ich, liegen. Sie können sich unsern Schrecken denken!

Mein Sohn — der dem Hause vorsteht, eilt zum Tierarzt. Er sagt, es sei ein Frost — oder Hitzeanfall — sie reden immer so — und gibt Mittel. Es hilft nichts; statt besser, geht's immer schlimmer, und das Fell wird ganz trocken. Dann konsultieren wir den Hufschmied, der auch ein wenig doktert und gebrochene Beine einrichtet. — „Es ist ein Ueberlaß nötig“, erklärt er, und er läßt ihr zur Ader . . . Unnützerweise; die arme Alte vermag nicht einmal mehr den Kopf zu heben, und der ganze erschöpfte Körper zittert über und über. Wir sind in Verzweiflung; da kommt der Müller vorbei. „Ihr müßt den Heiligen bitten“, sagt er, „der kuriert sie sicher.“

Das war ein guter Rat, und ich laufe, so schnell mich meine Beine zu tragen vermögen, gegen Flüßli zu. Ich komme in die Kapelle, wo ich, mit allen Kräften meiner Seele, an Lise denkend, lange zu dem Heiligen bete und ihm, wenn er sie herstellt, eine Opfergabe für seine Mühe verspreche. Nach vollendetem Gebet kehre ich heimwärts, freilich nicht mehr so hurtig wegen meiner Müdigkeit und auch, weil's ja jetzt nicht mehr so presfierte, da er mich, obwohl so weit droben — nun wohl gehört hatte. Und nun, sehen Sie, Herr, wie das Gebet eines armen, alten Mannes, der in dieser Welt sonst zu nichts mehr taugt, im Himmel doch noch von Bedeutung sein kann; als ich nach Hause komme, geht's mit der Lise schon besser; sie ist aufgestanden und dankt mir mit hellerem Auge, daß ich für sie gebetet habe! Am folgenden Tag krast sie, nach ihrer Gewohnheit, wieder mit dem Fuße für ihren Haber; dann geht's alle Tage besser, so daß sie nach Verfluß einer Woche ihre Arbeit wieder aufnimmt und die Kleinen anschaut, um ihnen zu sagen, sie dürften ihr wieder auf den Rücken klettern. Und Sie können denken, wie wir dabei lachten! Unsere brave Lise! Sehen Sie, Herr, lieber wäre ich selber gestorben, als daß ich hätte zu sehen mögen, wie man sie unter den Boden thut, während sie uns darauf noch so gute Dienste leisten kann!“ . . .

Das Männchen hatte Lises Geschichte in einem Zuge erzählt und hielt bloß inne, um Atem zu schöpfen oder nachdrücklicher die wichtigen Punkte hervorzuheben. Nach einer Pause fuhr er fort:

„Darum will ich dem heiligen Eligius danken gehen und ihm die versprochene Spende bringen. Sehen Sie, Herr, da ist sie.“

Er zieht aus seiner Tuchkleidung ein zwei Hand großes, mit schwarzem Holzrahmen und Glas versehenes Bild hervor, das einen apfelgrauen Schimmel mit langem Schwanz, in grober Zeichnung und als Aquarell gemalt, darstellt. Darunter folgende Widmung:

„Die Familie Schneider in Escholzmatt, die ein

krankes Pferd hatte, das weder der Tierarzt noch der Hufschmied gesund zu machen vermochte, wandte sich deshalb an Sankt Eligius und versprach ihm für den Fall der Genesung Danksgabe und eine Opfergabe für seine Kapelle. Da das Gebet erhört wurde, widmet sie ihm als Dankeszeichen dieses Pferd.“

„Unser Schulmeister hat's gemalt“, setzt der Greis triumphierenden Tones hinzu, „ein gar geschickter Mann! Nicht wahr, es ist schön? Hoffentlich ist der Heilige zufrieden damit . . . Aber halt, da ist die Kapelle.“

„Wo denn? Ich sehe sie nicht.“

„Da, vor uns, am Straßenrand.“

Es ist in der That die Kapelle, allein so klein, daß ein großer Apfelbaum sie völlig verdeckt; eine winzige Kapelle, von einem Türmchen in Miniatur überragt, dessen Glöcklein mittelst eines über die Straße zum Nachbarhaus gespannten Eisendrahts geläutet wird. Oberhalb der stets offenen, von einem überhängenden Dach geschützten Thüre stellt ein Bild Sankt Eligius dar, wie er ein Pferd beschlägt. Größerer Leichtigkeit willen hat er momentan dem Tier das Knie amputiert und hält mit der Linken den Fuß auf dem Amboß, indes er mit der Rechten das Eisen mit wuchtigen Hammerschlägen formt. Zwei Mönche, wie er, in brauner Kapuzinerkutte, stehen ihm bei. Der eine hält das auf seinen drei Beinen unbeweglich dastehende Roß beim Zügel; der andere handhabt den großen Schmiedebalgbalg. Unter dem Bild steht der Vierzeiler:

Sankt Eligius, der Hufschmied, kuriert,  
Wenn krank ein Glied des Pferdes wird;  
Und bittet jemand ihn dafür,  
Kuriert er gleich das ganze Tier.

Während ich das Bild betrachte, ist mein Reisegefahrte in die Kapelle getreten und verrichtet, seinen gläubig gefalteten Händen und seinem zusammengekrümmten, alten, schwächtigen Leibe nach, auf den Knien seine feurige Andacht vor einem Bilde, das zu Füßen des Heiligen auf dem Altar steht. Hinter ihm befinde ich, mit abgezogenem Hute stehend, die an den Wänden befindlichen Opferspenden: Bilder von Pferden aller Formen und Farben, Hornwisch mit Widmungen an Sankt Eligius, Wachsfiguren, die kleinen, menschlichen Püppchen gleichen, sogar menschliche Beine, wenn ich nicht irre; aber weder Phidias, noch Praxiteles haben dabei die Hand im Spiele gehabt.

Nachdem der Mann sein Gebet beendet, hängt er sein kleines Gemälde an der Wand auf.

„So“, sagt er, „ich danke dem lieben Gott, daß er mir die Kraft gegeben, hierher zu kommen; nun, da ich mich völlig ausgeruht habe, will ich wieder heimwärts. Leben Sie wohl, Herr, und wenn Ihr Pferd krank wird, so vergessen Sie unsern großen Heiligen nicht.“

Er nimmt seinen Stecken wieder auf und hinkt in der heißen Sonne — zwischen den grauen Mauern um die grünen Wiesen — auf dem steinigen Wege davon.

Manche hätten vielleicht die Achseln über ihn gezuckt; ich nicht; ich liebe die schlichte Herzenseinfalt; der Greis rührte mich; es gibt so viele Leute, die nicht einmal zu Sankt Eligius beten!